

# „Heimat“: eine persönliche Annäherung

*Christian Kirchner*

Für Menschen, deren Leben in einem offenen Raum stattfindet, die parallel in verschiedenen Kulturen und Zivilisationen leben, heißt „Heimat“ zuerst einmal ein Innehalten, ein Versuch, sich seiner eigenen Wurzeln zu vergewissern. Für Menschen, die nach Neuem suchen, in der Wissenschaft und im Leben, heißt „Heimat“, sich umzuwenden und in die Vergangenheit zu schauen. Ich gehöre zu den Menschen, die eher selten zurückschauen. Deshalb ist es für mich ungewöhnlich, mich mit der Thematik „Heimat“ zu beschäftigen.

Der Versuchung, in eine wissenschaftliche Abhandlung auszuweichen und damit Distanz zu wahren, werde ich nicht nachgeben. Meine Disziplinen, in denen ich arbeite (Rechtswissenschaft, Wirtschaftswissenschaft, und am Rande Japanwissenschaft) können wenig zur Thematik beitragen. Auf das im öffentlichen Recht diskutierte „Recht auf Heimat“ werde ich mich als Zivil- und Wirtschaftsrechtler nicht einlassen. In den Disziplinen, die sich mit „Heimat“ beschäftigen, wie etwa Ethnologie, Kulturanthropologie, Soziologie, Verhaltenswissenschaft, Politologie, Sprachwissenschaft und Geschichtswissenschaft, bin ich nicht oder nur unzureichend bewandert.

Mit Umschreibungen von „Heimat“, etwa als „symbolische Ortsbezogenheit“<sup>1</sup>, tue ich mich schwer. Die Begriffe einer solchen Definition bedürfen selbst wiederum der Definition, ein unendlicher Regress! Ich bin auch nicht auf der „Suche nach Heimat“<sup>2</sup>. Auch das Unterfangen, „Heimat“ vom Gegenbegriff her – nämlich „Exil“ – zu verstehen<sup>3</sup>, ist nicht meines. Was mich an „Heimat“ interessiert: meine persönliche(n) kulturelle(n) Identität(en).

Wenn ich in meinem Leben mit einem Ort, einem Raum, einer Landschaft, einer Region vertraut geworden bin, war und ist das für mich nicht gleich „Heimat“. Wenn ich mich in verschiedenen Ländern, Kulturen und Zivilisationen bewegt habe und bewege, könnte ich von dort her Deutschland als „Heimat“ ansehen. Aus dem Erfahrung des Fremden erwächst die Suche nach der eigenen kulturellen Identität. Aber, schließt das die Suche nach „Heimat“ ein? Oder gibt es paral-

lele persönliche kulturelle Identitäten? Gibt es Abstufungen des Vertrautseins, unterschiedliche Grade der Nähe zu einem Ort, einem Raum, einer Kultur, einer Zivilisation?

All diese Fragen stellten sich mir erst spät, eigentlich erst, als ich in meiner Studienzeit in andere Kulturen und Zivilisationen eingetaucht war. In meiner Jugend wurde ich an den Orten, an denen ich „zu Hause“ war, als „Flüchtling“ oder „Zugereister“ gesehen und ausgegrenzt. Am deutlichsten unterschied ich mich jeweils durch meine – fast – dialektfreie Sprache. Anders war es dann im englischsprachigen Ausland. In meiner Zeit als Volontär an einer Bank in Manchester versuchte ich bewusst, „Englisch“ zu sprechen. Das behielt ich auch in den Jahren in Amerika bei.

Das Vertrautwerden mit einem Ort, einer Landschaft, einer Region gründete bei mir auf Neugierde. Ich wollte den Raum, in dem ich lebte, erschließen, ihn mir zu eigen machen. Zwei Dinge halfen mir dabei: das frühe Erlernen des Landkarten-Lesens und das Radfahren. Ich kannte oft Orte und Regionen, in denen ich noch nie gewesen war, die ich aber an Hand von Landkarten – oder Stadtplänen – so genau studierte hatte, dass sie mir schon beim ersten Besuch „vertraut“ waren. Und ich erschloss mir Räume mit dem Fahrrad, habe sie „erfahren“. Das hatte ich in der Familie gelernt. Es gab kein Auto. Wir waren mit der Bahn oder per Fahrrad unterwegs. Schon früh lernte ich so die Gegend zwischen Hannover und der Nord- und Ostsee kennen, auf oft mehrtägigen Familienradtouren. Ich habe diese Tradition später fortgesetzt. Wieder war es die Neugierde, die mich trieb, mir Räume zu erschließen.

Der Begriff „Heimat“ kam zum ersten Mal in mein Leben, als ich im Alter von 14 Jahren zusammen mit meinem älteren Bruder von Bayern aus mit dem Rad nach Hessen fuhr – besser gesagt, in den Kellerwald südlich von Fritzlar –, um Verwandte zu besuchen und Orte zu sehen, an denen meine Vorfahren Pfarrer und Förster gewesen waren. Doch das waren kurze, bald wieder in den Hintergrund rückende Momente des Erlebens eines „eigenen“ Raumes. In den kommenden Jahren gab es für mich kaum einen Anreiz, erneut in die „hessische Heimat“, wie mein Großonkel den Kellerwald nannte, zu fahren. Erst sehr viel später knüpfte ich hier wieder an, als mein Vater auf „unserem“ Familienfriedhof im kleinen Ort Schönstein im Kellerwald begraben wurde.

Mich trieb mehr die Neugierde, neue Räume zu erschließen. Sehr bald versuchte ich, mich mit Orten, Räumen und Regionen auch historisch und kulturell zu befassen und sie dann in diesem Kontext zu erleben. Meine erste große Radtour durch Deutschland bereitete ich durch ein intensives Studium von Reise- und Kulturführern vor. Für jeden Tag Radtour hatte ich eine dicht beschriebene Schreibmaschinenseite mit Hinweisen zur Geschichte und zu kulturellen Sehenswürdigkeiten verfasst. So wurden mir Räume vertraut. Sie wurden Teil meiner eigenen kulturellen Identität. Sehr bewusst konzentrierte ich diese Radtouren anfangs auf Deutschland, während viele meiner Mitschüler schon damals im europäischen Ausland unterwegs waren. Mein Argument mutete etwas altbacken an: Ich wollte erst Deutschland gut kennen, bevor ich von da aus weiter ausgreifen würde. Das tat ich dann Stück für Stück. Den Schwerpunkt bildeten zuerst England, Wales und Schottland. Meine „europäische Identität“ war und ist stark angelsächsisch geprägt.

Als „Ausland“ wird im Deutschen das Land außerhalb des eigenen Landes bezeichnet, wie im Japanischen die Unterscheidung zwischen *koku* und *gaikoku*, das Land in dem *gaijin* (die Menschen von draußen) wohnen. War ich im „Ausland“, wurde ich gefragt, wo ich denn „zu Hause“ sei, was meine „Heimat“ sei. Ich war unsicher und konnte und wollte mich nicht auf einen Raum, eine Region in Deutschland festlegen. Ich kam aus „Deutschland“, einem Land, dessen westlichen Teil – nämlich die Bundesrepublik Deutschland – ich inzwischen recht gut „erfahren“ hatte. Ich wurde mir meiner deutschen kulturellen Identität mehr und mehr bewusst, aber eher nachdenklich. „Heimat“ war ein Begriff, den ich nicht auf mich bezog.

Es waren zwei längere Auslandsaufenthalte, die meine Einstellung ein Stück weit veränderten, ein zweijähriger in den Vereinigten Staaten von Amerika und ein einjähriger in Japan. Amerika, das waren die Harvard Universität und das Massachusetts Institute for Technology, das waren Cambridge und Boston, das waren aber auch lange Reisen im Lande. Als Stipendiat des Commonwealth Fund (*harkness fellow*) gehörte es zum Programm, drei Monate im Lande zu reisen. Nach dem zweijährigen Aufenthalt hatte ich mehr von Amerika gesehen als jemals zuvor von Europa. Bedeutete das auch eine neue, eine amerikanische kulturelle Identität für mich? Eher nein! Ich sprach Englisch, nicht Amerikanisch. Ich hatte viel Kontakt zu Studierenden aus Europa. Wir bestätigten uns gegenseitig, dass wir anders dach-

ten. Und dann kam Weihnachten. Wo gab es Klaviernoten für Weihnachtslieder? Als ich dann aus einem Band „International Christmas Songs“ Weihnachtslieder spielte, setzte ein doppelter Vorgang ein. Die vertrauten deutschen (und europäischen) Weihnachtslieder zauberten ein Stück „Heimat“ herbei. Zugleich aber lernte ich begierig die für mich neuen Weihnachtslieder, amerikanische, aber auch in Amerika eingebürgerte englische. Als ich später in Deutschland zurück war, begann ich diese „neuen Weihnachtslieder“ im Kreise der Familie und von Freunden einzuführen. An einem kleinen Lebensausschnitt war das Nebeneinander von parallelen kulturellen Identitäten deutlich geworden. Dieser Lebensausschnitt ist keine Ausnahme geblieben. Dort, wo ich mit Neuem vertraut wurde, stärkte dies zugleich die vorhandene eigene kulturelle Identität, ließ dann aber im zweiten Schritt parallele Identitäten entstehen.

Das Leben in Japan verstärkte diese Entwicklung. Die Andersartigkeit der fremden Kultur und Zivilisation im Vergleich zur eigenen waren hier ausgeprägter als in Amerika. Aber auch hier versuchte ich, den Zugang zum Gastland über die Sprache zu finden, bruchstückhaft und im Vergleich zum Englischen unvollkommener und mühsamer. Aber es reichte aus, um mit der Familie das Land auch dort zu erleben, wo nur noch Japanisch gesprochen wurde. Wir schliefen oft in „Volksherbergen“ (*kokumin shukusha*). In der Regel waren wir die einzigen Nichtjapaner, die *gaijin*. Reichte das für eine neue parallele kulturelle Identität aus? Nein! Aber es zeigte, dass es unterschiedliche Grade der Annäherung gibt und dass sich das Bemühen um stärkere Annäherung lohnt. Es wurde noch ein anderes deutlich: In dieser neuen Umgebung stand nicht mehr meine deutsche kulturelle Identität im Vordergrund, sondern die europäisch-amerikanische, man könnte auch sagen die christlich-abendländische. Ich hatte gelernt: Kulturelle Identitäten ändern sich mit den Gegenidentitäten.

Waren es schon früh in meiner Jugend die Fahrten mit dem Rad oder die Radtouren gewesen, die mir die Möglichkeit gaben, mich mit einem Raum, einer Region vertraut zu machen, so setzte ich dieses Mittel jetzt ganz bewusst mehr und mehr ein. Die Stadtregion Tokyo gilt gemeinhin nicht als Fahrradparadies, zu Unrecht. Da die Tokyo Universität, an der ich als Gastwissenschaftler tätig war, und das internationale Gästehaus der Universität weit voneinander entfernt lagen (die Universität im Norden in *hongō* im Stadtbezirk *bunkyo*, das Gästehaus im Süden in *shiroganedai* im Stadtbezirk *minatoku*), hatte

ich die Gelegenheit, jeden Morgen und Abend einmal quer durch die Stadt zu fahren. Bald tat ich dies per Rad. Seitdem ist mir die Stadt „vertraut“. Aus dieser Erfahrung zog ich eine Lehre: Überall auf der Welt versuche ich, neue Städte und Regionen per Rad zu „erfahren“. Mit dem Rad bin ich schnell genug, um größere Entfernungen zurückzulegen, und langsam genug, um die kleinen Dinge zu sehen. In meinem Büro hängt eine Weltkarte. Verschiedene Orte sind mit kleinen blauen Fähnchen markiert, die Orte, die ich per Fahrrad erkundet habe. Einige von diesen Orten habe ich mir so intensiv „erfahren“, dass ich dies jetzt ohne Stadtplan tue.

Was bedeutet das alles für meine persönliche Annäherung an die Thematik „Heimat“? Es wäre vermessen zu sagen, ich hätte viele „Heimaten“. Das scheitert schon daran, dass es gemeinhin kein Plural des Wortes „Heimat“ gibt. Aber neben meiner deutschen kulturellen Identität habe ich parallele Identitäten entwickelt, weniger ausgeprägt, aber wichtig für mich. Warum? Es ist für mich leichter, mich mit Menschen zu verständigen, an deren kultureller Identität ich zumindest teilhaben kann. Und die „hessische Heimat“ im Kellerwald? Sie steht für eine Region, mit der ich persönlich historisch verbunden bin, die mir vertraut ist, ohne dass ich mich mit ihr vertraut machen musste. Das ist vielleicht der Unterschied zwischen „Heimat“, die man sich nicht aktiv vertraut machen muss, und kultureller Identität, die Produkt eines individuellen schöpferischen Prozesses ist. Das mag der Grund dafür sein, warum ich immer sehr zurückhaltend war und bin, wenn es um „Heimat“ geht, warum ich aber die kulturellen Identitäten schätze. Sie sind Brücken zu anderen Menschen, die an meiner kulturellen Identität teilhaben und an deren kultureller Identität ich teilhabe. Es ist gut, über mehr als nur eine kulturelle Identität zu verfügen, auch ohne „Heimat“.

- 1| Treinen, Heiner: *Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 17 (1965), 73–95; 254–297.
- 2| Lobensommer, Andrea: *Die Suche nach „Heimat“*. Frankfurt am Main 2010.
- 3| Schlink, Bernhard: *Heimat als Utopie*. Frankfurt am Main 2000.